

Andrea Schacht

**Pantoufle –
Ein Kater zur See**

Roman

blanvalet

spielen konnten. Und sie legte die getrockneten Blättchen manch mal im Win ter in mei nen Korb. Dann rochen sie zwar nicht mehr so stark, aber sie schenkten mir wundervolle Träume.

Ach Janed!

Sie war eine lustige Freundin. Sie schwatzte immer mit mir, und an kühlen Abenden zündete sie oft die Lampe an und las mir aus einem dicken Buch etwas vor. Über fremde Länder und Städte. Dann erzählte sie mir auch, dass sie die gerne alle mal sehen würde. Ich allerdings war zu frieden mit mei nem Revier, und das zeigte ich ihr auch immer wieder. Sie verstand mich und lachte oft mit mir. Gut, sicher, gelegentlich auch mal über mich. Als Jungkater war ich ziemlich tollpatschig, und wenn ich vor den Möwen floh, stolperte ich auch schon mal et was kopflos in Sicherheit. Aber sie lachte nie höhnisch, wie diese blöden Strandhühner. Nur manchmal, abends, bevor wir ins Bett gingen, da war sie still und in sich gekehrt, und es tropfte aus ihren Augen. Dann sprang ich immer auf ihren Schoß und schnurrte sie an. Sie murmelte dann etwas davon, dass ich ein guter Kater und ihr Trost und Hilfe sei. Dann - in diesen ganz wenigen Momenten - fühl te ich mich stark und groß.

Jetzt fühlte ich mich klein und elend.

So wie Janed manchmal, denn die hatte nämlich ihren Bruder und ihren Vater verloren, kurz bevor ich ihr in den Schoß ge fallen war. Ge nau wie ich auch mei ne Geschwister und meine Maman verloren hatte. Aber für mich war das nicht ganz so schlimm, weil ich ja Janed hatte.

Nun hatte ich sie auch verloren.

Und über mir kreisten die Möwen.

Aufbruch

Wieder brach ein klarer Tag an, wieder färbte die Sonne das Wasser rot, wieder fand ich einen Fisch, der meinen Hunger stillte, und wieder musste ich vor den weißen Drangsalierern fliehen. Und doch hatte ich an diesem Morgen ein eigenartiges Gefühl in den Schnurrhaaren. Nicht von dräuendem Unheil. Sondern ganz seltsam. Es würde etwas passieren. Ich sann, während die Morgensonne mich wohligh aufheizte, darüber nach. Das Wetter würde sich so bald nicht ändern, so etwas fühlte sich anders an. Vielleicht bekam ich Gesellschaft?

Eine nicht unberechtigte Hoffnung. Vor der Bucht waren nämlich endlich auch wieder Boote aufgetaucht. Nach dem Sturm hatte sich kaum ein Mensch auf das Wasser getraut. Aber nun waren die Fischer wieder ausgelaufen, und die Segel blähten sich im Wind.

Vielleicht kam ja jemand hier in die Bucht und nahm mich mit?

Doch der Morgen verlief ereignislos, die Sonne stieg stetig auf ihrer Bahn, und entmutigt suchte ich einen Schattenfleck auf.

Da geschah es. Ich blickte nach oben und sah flatternde Röcke. In den Röcken steckte eine Frau, die sich mit einer Hand die Augen beschattete und über das Meer hinaussah. Genauso wie meine Janed es auch immer getan hatte.

Konnte das sein?

Ich sprang auf und maunzte.

Sie sah weiter zum Horizont hin.

Die Möwen kreischten hämisch ihr »Höhöhö«.

Drecksviecher!

Ich versuchte es lauter, kreischte ebenfalls.

Die Frau auf der Klippe zuckte zusammen.

Ich legte alle Kraft in meine Stimme und jaulte, dass es mir fast die Kehle sprengte.

Sie sah nach unten. Ich warf mich rücklings in den Sand, sodass die Sonne mein weißes Bauchfell aufleuchten ließ (der Rest von mir hob sich ja nicht so gut vom Sand ab).

Ganz leise drang an mein Ohr der verwunderte Ruf:

»Pantoufle? Pantoufle???«

Dann verschwand sie aus meiner Sicht.

Enttäuscht kam ich wieder auf die Pfoten. Hatte mich mein Gehör genarrt? Waren meine Schnurrhaare unzuverlässig geworden?

Nein, alle meine Sinne funktionierten noch so, wie sie sollten. Dort, wo der Fels oben Einschnitte wie Stufen hatte, kletterte die Frau, die ganz sicher Janed war, herunter. Die Stelle hatte ich auch schon mal ins Auge gefasst, aber die scharfkantigen Muscheln, die im Geröll angeschwemmt worden waren, hatten mich gehindert, den Aufstieg dort zu versuchen. Bis zum Fels hätte ich es ja vorsichtig noch geschafft, aber dort auszugleiten und aus der Höhe auf die Muscheln zu fallen, davor hatte ich zu viel Schiss.

Janed hatte feste Lederstiefel an, die Muschelschalen knirschten unter ihren Füßen, und dann hatte sie sich auch schon zu mir heruntergebeugt und mich aufgehoben.

»Pantoufle, heilige Mutter Anne, Pantoufle, wie bist du nur hierhin geraten? Mein Kleiner, mein Süßer, mein liebster Kater, mein Pantöffelchen.«

Sie schnurrte und gurrte in meinen Ohren und flüsterte alle netten Namen, die sie für mich kannte. Ich tat es ihr gleich.

»Ronronronron!«

Was war ich glücklich!

»Pantöffelchen, ich habe geglaubt, dass du tot bist. Ich kann es gar nicht glauben, dass du den Sturm überlebt hast. Die Wellen, sie waren so hoch«, sagte sie dann leise und setzte

sich auf einen Stein. Ich blieb auf ihrem Schoß und sah sie groß an.

»Pantoufle, liebster kleiner Pantoufle, und ich muss jetzt fortgehen.«

Fortgehen?

»Ja, Pantoufle, ich verlasse Quiberon, unsere schöne Halbinsel. Ich kann nicht mehr bleiben, Töffelchen. Mein Haus ist fort, die Fabrik zerstört, viele Fischer haben ihre Boote und Netze verloren. Die Nachbarn haben ihre eigenen Sorgen, Pantoufle, ich kann ihnen nicht auch noch zur Last fallen. Sie haben mir Kleider, zu essen und ein Bett gegeben. Aber mehr können sie nicht tun, Arbeit findet sich hier nicht mehr für mich. Also werde ich jetzt nach Brest fahren. Dort gibt es große Fabriken. Ich werde bestimmt eine Stelle finden.«

Brest - das Wort hatte ich schon öfter gehört. Wenn Janed mit den Nachbarn sprach. Brest, das war etwas Großes, mit vielen Menschen und vielen Schiffen. Eine Stadt eben. Meistens hatten die Menschen einen sehnsuchtsvollen Klang in ihrer Stimme, wenn sie von diesem Ort sprachen. Dort trafen Schiffe aus einer anderen Welt ein und fuhren auch wieder dorthin zurück. Zu einer Welt voller Wunder und unendlichen Möglichkeiten.

Sagten sie.

Was immer das hieß.

Und dorthin wollte Janed nun? In den Hafen der Sehnsucht? Konnte sie nicht hierbleiben? Es gab doch Fische und Muscheln für alle. Ich musste ihr das doch einfach nur mal zeigen.

Vom Schoß runter und zum Wasser hin. Ja, da lag auch gleich wieder eine von den Austern. Ich schnappte sie mir und brachte sie zu ihr. Sie lachte leise.

»Danke, Pantoufle. Du weißt schon, was gut schmeckt.«

Das auch, aber sah sie denn nicht? Das Zeug konnte sie auch sammeln und essen. Sie bekam diese harten Dinger

mit ihrer Hilfskrallen, die sie Messer nannte, auf. Das hatte ich oft beobachtet. Und eine Höhle gab es hier am Strand ebenfalls. So groß, dass sie hineinpassen würde. Ich maunzte sie an und stakste in die entsprechende Richtung.

»Und das war dein Unterschlupf?«

Jetzt auch deiner.

Aber das verstand sie nicht.

»Ja, Pantoufle - es ist hübsch hier. Aber ich muss trotzdem fort. Kleiner, was mache ich nur? Ich kann dich doch nicht einfach hierlassen.«

Schwupps saß ich wieder in ihren Armen und wurde an ihre Schulter gedrückt.

Langsam ging sie mit mir den schmalen Strand auf und ab und murmelte vor sich hin, wie sehr sie um mich getrauert habe, weil sie dachte, ich sei in den Fluten umgekommen. Dann setzte sie sich wieder auf den Stein und legte mich in ihren Schoß.

»Pantoufle, es ist eine weite Reise. Ich muss bis nach Auray gehen. Dort kann ich mein Ersparnes von der Bank abholen. Und dann mit der Eisenbahn fahren. Aber in Brest, du, da weiß ich nicht, wo ich wohnen werde. Ich war noch nie in der Stadt.«

Sie war noch immer wild entschlossen. Gut, wenn sie gehen musste, musste sie gehen. Aber ich wollte mit. Sie konnte mich doch nicht einfach hier an diesem einsamen Strand aussetzen. Wo die Möwen nur ständig darauf warteten, mir an den Pelz zu gehen.

Ich sprang in den Sand und umkreiste sie maunzend.

Sie sah mich an.

Ich sah sie an.

Sie hatte so hübsche grüne Augen.

Bitte, bitte, bitte nimm mich mit. Ich mache mich auch ganz klein!